



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

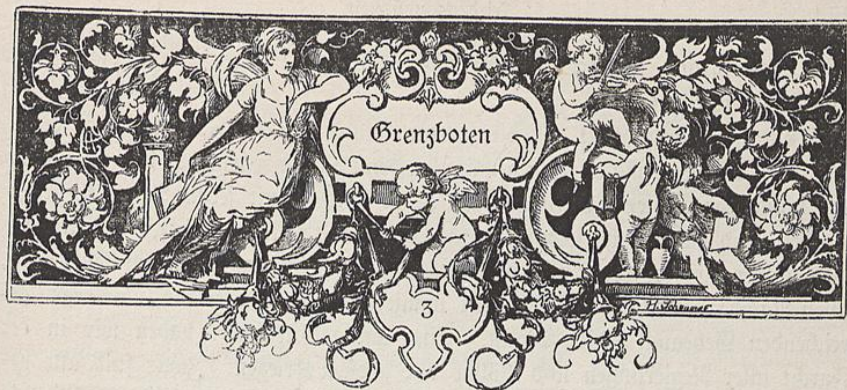
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedensaussichten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Friedensausichten.



Das vergangene Jahr ist für uns Deutsche ein Jahr tiefen Friedens und infolge dessen ein Jahr gedeihlicher Entwicklung gewesen. Wird sich das nach zwölf Monaten auch von dem sagen lassen, in welches wir in diesen Tagen eingetreten sind? Niemand, und wäre er der scharfblickendste Politiker, sieht vollkommen klar in die Zukunft, aber die Zeichen der Zeit sind so verheißungsvoll, daß wir wohl nicht irregehen, wenn wir annehmen, Europa werde auch in dem neuen Jahre vor einem großen Kriege bewahrt bleiben. Es ist wahr, in Frankreich haben sich die Revanchebedürftigen immer noch nicht beruhigt, und in einem Teile der Presse erheben sie von Zeit zu Zeit recht laut und dreist ihre Stimme, aber sie bilden nicht die Mehrheit, und selbst wenn sie diese bildeten, wäre Frankreich nicht wohl imstande, einen Angriff auf seine östlichen Nachbarn zu unternehmen, falls es ihn allein wagen müßte. Es ist ferner wahr, daß wir in Rußland in weiten Kreisen bittere Feinde haben, daß Mißgunst über unsre Erfolge und panslavistische Velleitaten dort noch jetzt bis in hohe Schichten der Gesellschaft hinaufreichen, aber ebenso wahr ist, daß der Kaiser diese Gefühle nicht teilt, und daß der Minister des Auswärtigen von Anfang seiner Thätigkeit als oberster Rat des Zaren der Verständigung mit den beiden Mächten Mitteleuropas das Wort geredet hat, und daß das Verhältnis der russischen Regierung zum deutschen Reiche und zu Osterreich-Ungarn gegenwärtig ein erheblich besseres ist als 1879 und bis in das verflossene Jahr hinein. Kaiser und Minister regieren aber in Petersburg noch und werden aller Wahrscheinlichkeit zufolge noch lange nicht in die Lage versetzt sein, den uns feindlichen Parteien ihren Willen zu thun. Ernster Anlaß zu Befürchtungen ist also weder im Westen noch im Osten vorhanden, und daß jenen Mächten von deutscher Seite keinerlei Anlaß gegeben werden

wird, mit Grund unzufrieden über uns zu sein, ist unter Verständigen wohl allgemeine Überzeugung.

Die Hauptbürgschaft für die fernere Erhaltung des Friedens liegt darin, daß Fürst Bismarck ihn aufrichtig wünscht; denn Berlin wurde 1871 das Centrum des politischen Systems Europas und ist es seitdem mit jedem Jahre mehr geworden, und zwar nicht sowohl wegen der Macht, die der Kaiser vertritt, als infolge der immer weiter sich ausbreitenden Befriedigung über den maßvollen, allen Nachbarn wohlwollenden, allen unmittelbar oder mittelbar zum Segen erreichenden Gebrauch dieser Macht. Eine andre Bürgschaft haben wir in der Furcht aller Regierungen und Völker vor großen Kriegen. Zwar sind alle gerüstet wie nie zuvor, und der Engel des Friedens, der eine preußische Püchelhaube trägt und ein Mausergewehr schultert, mag den Franzosen als sehr groteske Figur erscheinen. Aber in der Legende tragen auch andre Engel Waffen, und das Paradies sogar wird nach dem Sündenfalle von einem Engel bewacht, der ein flammendes Schwert führt. Wir sind eben noch nicht in dem goldnen Zeitalter der Dichter und Propheten, wo der Pardel sich neben das Lamm lagert, um es zu liebosen, wo es nicht mehr vorkommt, daß „grimme Krieger sich mit Augen voll Haß begegnen, daß die Gefilde sich mit blinkendem Stahl bedecken und die ehernen Posaunen Wut entzünden,“ wo alle Lanzen zu Sensen umgeschmiedet werden. Der Friede Europas war im letzten Jahrzehnt etwas wesentlich andres. Allerdings trafen in dieser Zeit hier keine grimmigen Kriegersleute mit Blicken voll Haß aufeinander, und keine ehernen Posaunen — höchstens die eine oder die andre holzpapierne Zeitung mit chauvinistischen Leitartikeln — versuchte, Wut zu entzünden. Aber jeder Herbst bedeckt die Stoppelfelder mit dem Stahl manöverirender Truppen, und wir haben noch nicht gehört, daß Lanzen sich in friedliche Sensen verwandelt hätten. Der Friede, dessen wir uns erfreuen, ist die von der Notwendigkeit gebotene Ruhe von Völkern, welche, von der Erfahrung belehrt, sich scheuen, von neuem die furchtbare Tragödie des Krieges aufzuführen. In alter Zeit waren Feldzüge in vielen ihrer Zustände und Ereignisse schrecklicher als heutzutage. Man tötete die Verwundeten und Gefangenen mit kaltem Blute, man vernachlässigte die eignen Kameraden, wenn sie verwundet waren, die Dörfer, welche das Heer durchzog, wurden verbrannt, die erstürmten Städte geplündert. In allen diesen Beziehungen ist es in den letzten Jahrzehnten wesentlich besser geworden. Aber wenn die heutigen Kriege einen viel humaneren Charakter tragen als die frühern, so sind sie in ihren Folgen weit ernstere Ereignisse als jene. Die Heere waren ehemals verhältnismäßig klein — selbst in den größten Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges und des siebenjährigen fochten selten viel mehr als hunderttausend Mann mit einander — und ihre Kosten waren dementsprechend leicht zu tragen; eine geringe Minderheit der erwachsenen Bevölkerung allein war den Gefahren des Lagers und der Gefechte ausgesetzt, und diese Minderheit bestand zum guten Teil aus Elementen, mit deren Untergang das bürgerliche

Leben und der Nationalwohlstand nicht viel verloren. Heutzutage sind die Massen, welche wehrpflichtig sind, so ungeheuer, daß man nicht übertreibt, wenn man sagt, die Aufgabe, als Soldat zu dienen, sei im größten Teile Europas das Loos mindestens der Hälfte aller wehrfähigen Männer. So tritt der Krieg in jede Werkstatt, an jeden Herd, in Hütte und Palast, so stört er mit seinen Forderungen jede Arbeit und jedes Geschäft, so verschont er keinen Stand und keinen Erwerb. Neben den geringen Elementen der Bevölkerung nimmt er auch die besten und für das wirtschaftliche Gedeihen der betreffenden Nationen wichtigsten rücksichtslos in Anspruch. Ebenso wird er in anderer Beziehung allgemeiner empfunden als früher. Die heutigen Heere kosten wegen ihrer besseren Ausrüstung und Versorgung in einer Woche mehr, als die Armeen, mit denen Prinz Eugen, Marlborough und die Generale Ludwigs des Vierzehnten ins Feld rückten, in einem ganzen Jahre an Geld verschlangen, und die Folge ist, obwohl unsre Kriege meist einen kürzeren Verlauf haben als die in unsrer Großväter Tagen, daß jeder Staat eine schwere Steuerlast zu tragen hat. In der That, man möchte behaupten, daß es jetzt kostspieliger sei, den Frieden zu erhalten, als es im vorigen Jahrhundert war, Krieg zu führen.

Die einzige Hoffnung bei diesem unerfreulichen Zustande liegt darin, daß die hier angeführten Thatsachen sich seit 1871 den Regierungen und Völkern zum Bewußtsein gebracht haben. Eine solche Herausforderung, wie sie 1870 Napoleon der Dritte wagte, als er, von Ehrgeiz, Selbsterhaltungstrieb und — nicht am wenigsten — von seiner jesuitischen Umgebung bewogen, dem König Wilhelm und mit ihm der deutschen Nation den Fehdehandschuh hinwarf, wird sicherlich eine lange Zeit nicht wieder in die Bücher der Geschichte zu verzeichnen sein. Man kann einwerfen, daß das Vorgehen Rußlands im Jahre 1877 gezeigt habe, daß die Lektion von Sedan in ihrer Wirkung nicht lange vorgehalten habe. Dabei würde man aber vergessen, daß dies ein Krieg war, den nicht sowohl ein Cabinet, das aus eignem Entschlusse handelte, als ein Herrscher unternahm, welcher mehr oder minder von der unruhigen nationalen und religiösen Eroberungssucht seines Volkes dazu gedrängt wurde. Der Zar trug übrigens dabei Sorge, sich die Flanken durch ein Bündnis oder wenigstens eine Verständigung mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu decken, er hielt ferner die Türkei für eine Macht dritten Ranges, und er meinte endlich, dieselbe werde bis zu Ende ohne Hilfe von auswärts bleiben. Halb machte damals Rußland den Krieg, halb wurde es hineingetrieben, und es erscheint mindestens sehr unwahrscheinlich, daß eine Großmacht heute oder morgen wagen werde, einer andern in so hitziger und schlecht überlegter Weise eine Herausforderung zuzuschleudern wie die vom Juli 1870.

Wäre ein solches Vorgehen wahrscheinlich, so könnte man es am ersten von Berlin her erwarten — d. h. wenn man mit der dort herrschenden Gesinnung unbekannt wäre und nur auf die dort zu Gebote stehenden Machtmittel sähe.

In der deutschen Reichshauptstadt begegnen wir dem Prestige gewaltiger Siege, dort befindet sich das Hauptquartier der riesigen Streitmacht, mit welcher das mächtige Frankreich von seiner Stelle als Gebieter und Schiedsrichter der europäischen Staatengruppe hinweggestoßen wurde.

Aber in Berlin denkt und waltet kein Napoleon. Wenn der erste Kaiser dieses Namens von siegreichen Feldzügen in seine Hauptstadt zurückkehrte, ließ er in jeder Depesche und in jeder Äußerung seiner Gesandten an fremden Höfen das Gewicht seines Degens fühlen. Sein Ton und seine Haltung waren durchweg Anmaßung und Überhebung. Jedes Zugeständnis, das er gewann, führte ihn zu neuen Ansprüchen und neuen gebieterischen Forderungen. Er war, von jedem Erfolge mehr geschwellt, unersättlich in dem Verlangen nach neuen Ehren, neuen Huldigungen und neuem Ländergewinn. Kaum hatte er bei Außerlichkeit Rußland und Oesterreich gedemüthigt, als er Streit mit Preußen vom Zaune brach, und nicht lange nach dessen Niederwerfung entthronte er den König von Spanien, um dann Kehrt zu machen zur Erdrückung des Papstes. Bevor der spanische Aufstand gedämpft und der heilige Vater zu voller Unterwerfung gezwungen war, zog er zur Bekämpfung Rußlands aus. Vor keinem Unternehmen schreckte er zurück, keine Ausdehnung seiner Grenzen und seines Einflusses stillte seinen Durst nach Macht. Er war der verkörperte Länderraub auf einem Throne. Napoleon der Dritte war maßvoller und vorsichtiger, er war kein Soldat, und er lebte unter andern Verhältnissen als der erste Kaiser der Franzosen, er konnte nicht, was er sonst wohl gewollt und gewagt hätte. Aber der Grundzug seines Charakters glich dem seines Oheims, und wenn er nicht so viele Länder eroberte als dieser, so strebte er wie dieser nach gebietendem Einfluß, und jeder Erfolg steigerte sein Begehren nach mehr davon. Er fühlte sich zum Schulmeister und Schiedsrichter nicht bloß der alten, sondern — man denke an Mexiko — auch der neuen Welt berufen.

Es ist interessant, mit dem Charakter der Napoleons das Wesen und Verhalten Bismarcks zu vergleichen. Er war Sieger in zwei großen Kriegen, er hat Oesterreich geschlagen, Deutschland geeinigt und Frankreich erdrückt, und jetzt steht das Heer, das für seine Ideen und Zwecke kämpfte, vermehrt hinter einem Netzwerke der stärksten Festungslinien der Welt. Und doch hat das von ihm geschaffene und geleitete Deutschland, statt den Emporkömmlingsdünkel an den Tag legen, der jedes Wort und jedes Thun des ersten Napoleon bezeichnete und auch dem dritten nicht fremd war, die letzten dreizehn Jahre sich in allen Äußerungen seiner Politik maßvoll, billig und bescheiden verhalten. Es hat selbst Frankreich immer mit außerordentlichem Entgegenkommen behandelt und ist jeder Einmischung bei der Erwerbung von Tunis und Tonkin ferngeblieben. Es hat sich niemals anders als auf Einladung und dann stets nur als „ehrlicher Makler“ an der Entscheidung der großen politischen Tagesfragen beteiligt. Die Besuche der kaiserlichen Familie in Wien, Madrid und Rom galten immer nur friedlichen,

nie kriegerischen Zielen. In der That, Fürst Bismarck verschanzte seine Stellung und sicherte sich Verbündete, als ob nicht Frankreich, sondern Deutschland bei Sedan besiegt worden wäre. Das anmaßende und rücksichtslose Auftreten der Franzosen nach Jena entsprang ohne Zweifel zum guten Teile der leidenschaftlich selbstfüchtigen, nach Ruhm dürstenden und in Angelegenheiten fremder Leute erstaunlich unwissenden Denkart dieses Volkes, und die im Vergleiche hiermit auffällige Bescheidenheit und Billigkeit, sowie die weitblickende Vorsicht der Deutschen nach Sedan ist ebenso sicher größtenteils auf entgegengesetzte Charakterzüge unsrer Nation zurückzuführen. Aber andererseits haben mit dem Verhalten Deutschlands auch die Bedingungen der heutigen Kriegsführung zu thun. Eine nationale Niederlage legt heutzutage furchtbare Bußen auf, während ein nationaler Sieg nicht ohne gewaltige Opfer und Kosten an Blut und Geld errungen wird. Die Kriegsentschädigung, die Frankreich uns zahlte, ist in unsern Truhen zusammengeschmolzen und verschwunden wie durch Zauber erworbenes Gold im Märchen. Statt daß sich die Schwere unsrer Rüstung seit 1871 vermindert hätte, sind wir seitdem stärker belastet. Wir müssen gut Wache halten und dürfen nicht auf dem Posten einschlafen, wenn uns bewahrt bleiben soll, was wir damals erwarben. Das Augenmerk des Fürsten Bismarck ist daher stetig darauf gerichtet, vor den Blicken des rachsüchtigen Frankreich soviel militärische, moralische und finanzielle Hindernisse aufzuschichten, daß dort ein Angriffskrieg gegen die östlichen Nachbarn selbst der träumenden und schwärmenden Unwissenheit so wahnsinnig erscheinen muß wie der Versuch der Titanen, die Himmelsburg der Götter zu stürmen. Ganz Mitteleuropa von der Haderölebener Föhre bis zur Südecke Siziliens hinab und vom Wasgenwalde bis zur Weichsel und bis ans Eiserne Thor steht, durch Bündnisse geeint, zur Verteidigung des Friedens gegen jede Störung gerüstet, die von Westen her droht. Frankreich würde dabei ohne Allirte sein, Deutschland würde Osterreich und Italien zu Mitstreitern bei seinem Widerstande haben. Dies neutralisirt Rußland; denn ein Zar, welcher gegen das mit zwei Großstaaten alliirte Haus Hohenzollern ein Bündnis mit den Eintagsfliegen schließen wollte, die man in Paris Minister titulirt, würde so wahnsinnig sein wie Kaiser Paul. Das Ziel des Fürsten Bismarck war und ist nicht, Deutschland in einem neuen Kriege Erfolge zu sichern, sondern alles, was in seiner Macht steht, zu thun, um einen neuen Krieg unmöglich zu machen. Es liegt etwas satirisches darin, wenn fast zweitausend Jahre nach der Geburt Christi, des Friedenbringers, drei große Monarchien, die über drei Millionen Krieger gebieten, zusammentreten mußten, um Europa den Frieden wahren zu können. Aber besser ein bewachter Frieden als gar keiner.

Vergleichen wir zum Schlusse den jetzigen Zustand mit den früheren Verhältnissen. Das vorige Jahrhundert suchte, was man den Stein der Weisen in der Politik nennen kann: das Gleichgewicht der Mächte. Als die Tories den Frieden von Utrecht vermittelten, verteidigten sie ihn gegen Tadler daheim damit, daß bei weiterer De-

mütigung Frankreichs Deutschland der Diktator Europas werden würde. Ähnliche Rücksichten diktierten 1814 das schonende Verhalten englischer und anderer Staatsmänner, als Frankreichs Macht eingeschränkt werden sollte. Was man bei diesen Gelegenheiten umsonst erstrebte, ist in den letzten Jahrzehnten größtenteils erreicht worden. Vor etwa drei Jahrhunderten gab es auf politischem Gebiete nur drei Mächte von Bedeutung, den Kaiser, den König von Spanien und den König von Frankreich. Später waren Frankreich, Österreich und Rußland dort die drei großen Faktoren. Von 1815 bis 1830 beherrschten die Höfe von Petersburg, Wien und Berlin die Politik des europäischen Festlandes, auf dem sie bis 1848 bis zu einem gewissen Maße weiter den Ausschlag gaben. Jetzt haben wir hier fünf Großmächte, von denen keine der andern sehr überlegen ist. Rußland gebietet über mehr Menschen, aber es fehlt ihm an Bildung und Wissenschaft, auch hat es weitgedehnte Grenzen zu bewachen. Deutschland besitzt in militärischer Hinsicht ein trefflich geschultes Heer und geniale Führer, aber nicht den Reichtum wie Frankreich. Endlich könnten von einem Politiker, der an Änderung der Landkarte dächte, auch Österreich-Ungarn und Italien nicht unbeachtet gelassen werden, da sie eine gute Stellung und ein wohlorganisiertes Heer haben. Wird dieses neue Gleichgewicht der Mächte besser den Frieden sichern als das alte? Wir glauben dies bejahen zu dürfen.



Die Schwurgerichtsverhandlung gegen Dickhoff.



n Nr. 546 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde die am 17. November zum Abschluß gebrachte Schwurgerichtsverhandlung gegen den Kommissionär Dickhoff einer kurzen Betrachtung unterzogen und dabei u. a. hervorgehoben, das Schwurgerichtsverfahren verdiene die Anerkennung, „daß es die Möglichkeit gegeben habe, den unzweifelhaft Schuldigen auf bloße Indizien hin zu treffen, welche andernfalls vielleicht der strafenden Gerechtigkeit entgangen wären.“ Ähnliches und noch eifrigeres Lob ist von andern Seiten bei dieser Gelegenheit dem Institut des Schwurgerichts gespendet worden, und doch dürfte gerade diese Gelegenheit hierzu ganz besonders ungeeignet sein. Namentlich der letzte Teil des obigen Satzes kann schlechterdings nur als eine Redensart bezeichnet werden; denn „andernfalls“ kann in diesem Zusammenhange doch nur bedeuten „im nichtschwurgerichtlichen Verfahren,“ und daß ein schuldiger Angeklagter unter irgend welchen Umständen in dem letztern Verfahren, namentlich also in